Adolf Stäbli

Autor(en): **Anner, Emil**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **16 (1905)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Nutzungsbedingungen

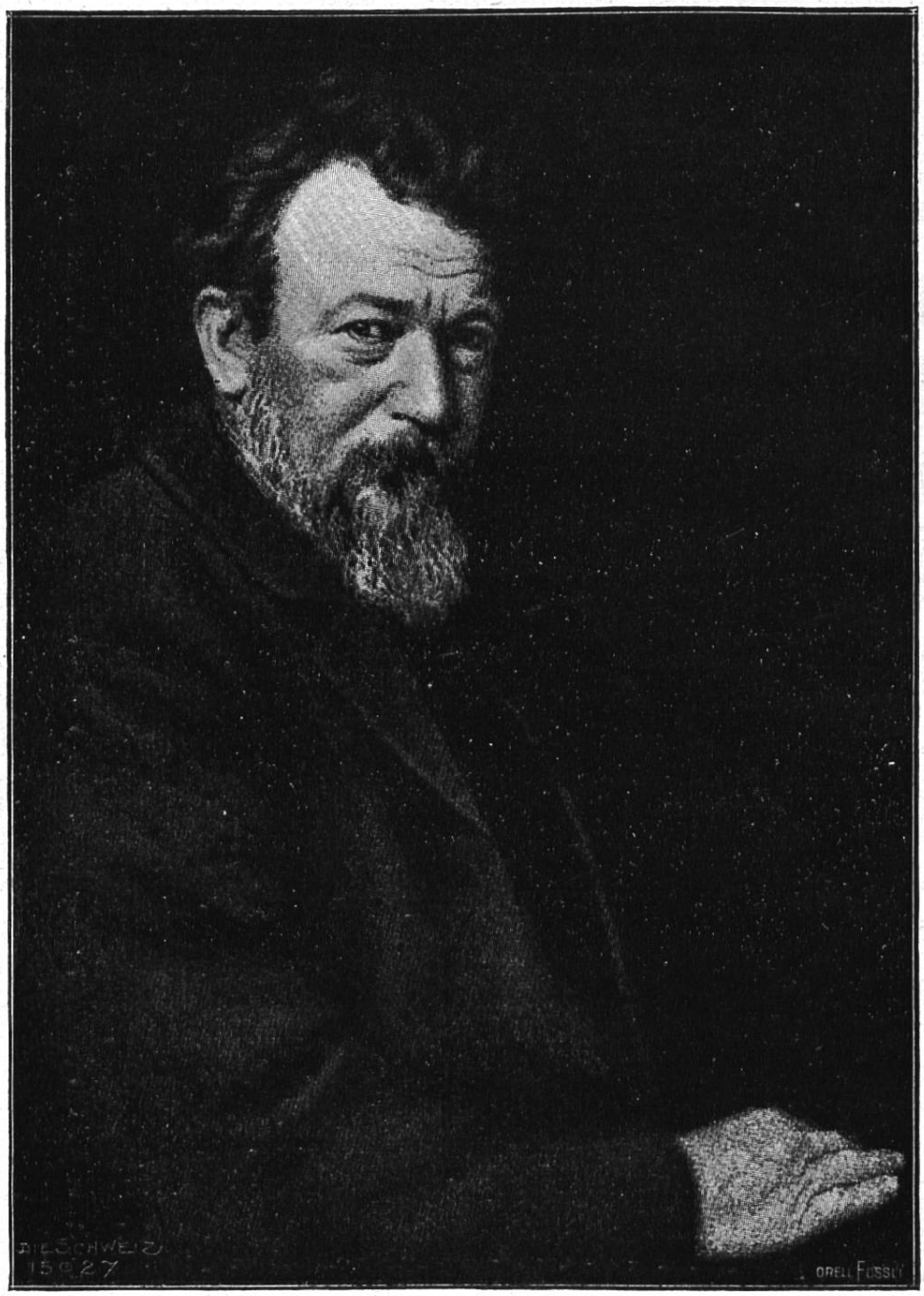
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

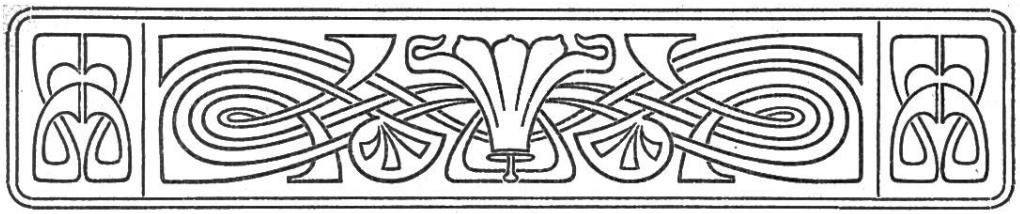
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



ADOLF STÄBLI



Adolf Stäbli.

„Herrlich war es Adolf stets zu Mute bei einem heranziehenden Gewitter. Ein körperliches und seelisches Wohlbefinden ergriff ihn dann in hohem Maße. Im Garten oder auf der Laube erwartete er es gleichsam und ließ Spiel und alles andere beiseite, um sich ganz dem Genuß hinzugeben. Die stahlgraue Wetterwand im Westen entzückte ihn, die schwüle, stille Luft erfüllte ihn mit den herrlichsten Vorahnungen von dem, was kommen sollte, die schwarz und schwärzer heransteigenden Wolkenberge mit dem grellen silbernen Rand waren sein Entzücken, und wenn die ersten schweren Tropfen fielen, die Blitze zuckten, die Bäume rauschten, es zu stürmen, zu krachen und zu toben anfing, war er selig."

Es ist die treue Schwester Adele, welche mit diesen treffenden Worten eine Erinnerung aus der Kindheit ihres Bruders wiedergibt, und besser kann das künstlerische Wesen des Malers Adolf Stäbli kaum geschildert werden. Es ist die Sehnsucht des Landschafters nach dramatischem Leben, nach der befreienden Melancholie der Natur, wie sie schon in alt-holländischer Zeit ein anderer Meister der Landschaft, Ruysdael, mit dem unser Mitbürger sehr viel innere Stimmung gemein hat, so leidenschaftlich liebte.

„Dann brach die frühe Winterdämmerung herein, die für ihn und das anderthalb Jahre ältere Schwesterchen

etwas unbeschreiblich Süßes und Geheimnisvolles hatte. Er zog sie dann mit sich auf die eingemachte „Laube“, und die beiden guckten selig in den verglühenden Abendhimmel, der durch die Kastanienallee glimmte. Sie blieben dort gebannt, bis die nackten Stämme fast schwarz in die sinkende Dämmerung hinaufragten.“

Er muß eine merkwürdig geschlossene Persönlichkeit gewesen sein, unser Adolf Stäbli, wenn die Eindrücke der frühesten Jugend bis in die späten Mannesjahre so stark bleiben, Ideale bleiben, daß sie sich zu edlen Kunstwerken gestalten. Doch so muß es sein, wenn einer die Kunst um ihrer selbst willen liebt; er muß um sie dulden lernen, entsagen können, alles Menschliche, Schmerzliche ertragen. Der schönste Lohn ist, wenn der Künstler sich mit seiner schweren und doch so süßen Last den Eingang in jenes Land des goldigen Humors erkämpft, wo Sonnenstrahlen durch den grauen Nebel zucken.

Adolf Stäbli hatte dieses glückliche Land erreicht. Die Erde, der Alltag, bracht' ihm sonst nicht viel Gutes.

Auf dem alten, stillen, nun dem Untergang geweihten Friedhof in Brugg steht ein unscheinbarer Grabstein, von Epheugerank umwuchert, rührend in seiner Einfachheit. Darauf steht zu lesen: „Diethelm Stäbli, Zeichnungslehrer“. Es ist der Vater unseres Künstlers.

Unser Maler wurde geboren in Winterthur am 31. Mai 1842 als erster Sohn des obgenannten Diethelm Stäbli. Letzterer, ein idealer, etwas unpraktischer, träumerisch nach innen gekehrter Mann, hatte in München studiert und mußte seinen eigentlichen Beruf, die Kupferstecherei, seiner schwachen Augen wegen aufgeben. Er widmete sich nun ganz seiner Familie und der Schule; nur ab und zu zeichnete er ein Portrait auf Stein.

Der kleine Adolf muß ein schöner, goldlockiger Knabe gewesen sein, wie das sympathische Portrait von Wekesser zeigt. Auf der Schulbank soll er aber gar nicht der erste gewesen sein, wie es wohl nicht selten bei Phantasiemenschen so vorkommt. Lieber als in die Schule ging er

in den Ferien zu Onkel Pfarrer nach Gebenstorf; denn dort auf dem lieblichen Hügel über dem Dorf konnte er schauen und träumen, und in welche Weite! Das schöne Aaretal mit seinen hellenischen Stimmungen tat sich da auf, und es glitzerte der Strom im Hochsommerglanz so ruhig und friedlich.

Doch die erste sorglose Jugendzeit war bald dahin; der Jüngling hatte inzwischen den festen Entschluß gefaßt, Maler zu werden. Ein schwerer Entschluß! Der Vater hatte seine Bedenken — in diesem Fall sehr entschuldbare — und gab nicht ohne weiteres seine Einwilligung. Nicht nur die mangelnden Mittel zu einem geordneten Studienweg mögen ihn ängstlich gemacht haben; es wird auch die damalige prekäre Stellung der Künstler in der Schweiz, sowie die Unsicherheit der Lebensstellung, mit einem Wort der Sprung ins Dunkle, den ja ein Künstler immer wagen muß, den Vater bewogen haben, dem Sohn die kunstgewerbliche Tätigkeit anzuraten, damit er einstweilen lerne, tapfer das tägliche Brot zu erwerben.

Der Sohn war aber nicht zu belehren. Er fing an, durch Selbststudium sich weiter zu helfen, und zeichnete fleißig in der Umgebung von Winterthur; später geriet er einem originellen Maler in die Hände, der früher Zuckerbäcker gewesen war. Stäbli erzählt von diesem Mentor: „er lehrte mich schon vor der Studienreise zu Hause blaue Himmel, Abendstimmungen und Morgenröten schon im voraus zu malen, so daß man später auf dem Studienplatz nur in die Mappe zu greifen brauchte, um den passenden Himmel heranzuholen und die Landschaft darunter zu malen.“ Geschadet hat ihm dieser etwas eigentümliche Unterricht nicht weiter. Gar mancher in Ehren ergraute Akademieprofessor macht es auch nicht anders. Man merkt es da nur nicht gleich.

In der bildenden Kunst gibt es glücklicherweise keine Wunderkinder, und lang, sehr lang geht es, bis nur die Herrschaft über das Handwerkliche erreicht ist, so daß der Maler ausdrücken kann, was er will. Stäbli mußte sich

die Unterrichtsgelegenheiten zusammenlesen, wie es ging; von 1858 ab zeichnete er nach Gips unter Anleitung des Vaters und versuchte sich daneben im Portrait. Aber immer wieder zog es ihn zur Landschaft hin; die Bekanntschaft mit August Corrodi war da für ihn ein Ereignis und scheint mitbestimmend für seine Laufbahn gewesen zu sein. Auch liebte er die frische Poesie Eichendorff's, des Sängers der deutschen Märchenwelt, die dem naturfrohen jungen Maler anziehend erscheinen mußte. Mehr noch hat ihn Koller als Lehrer gefördert, und die Freundschaft mit diesem Tiermaler und geschmackvollen Landschafter wurde nur durch den Tod Stäbli's unterbrochen. Die heilsame Strenge Koller's war dem Kunstjünger wohltätig; in dem lauschigen Atelier am Zürichhorn hat Stäbli angefangen, zielbewußt zu arbeiten. Zwei Bilder „Waldinneres mit Mühle" und „Kyburg" waren die ersten Früchte dieses Unterrichts, etwas befangen zwar, aber doch schon eigenartig und gut in den Raum komponiert.

Es gibt für jeden Künstler geheiligte Lieblingsplätze in der Natur; für Stäbli war es das Kloster Fahr, wo er Zeit seines Lebens gern arbeitete, und das ihm — wie seinem Biographen W. Leemann — unerschöpflich Neues bot. Schon im Jahre 1861 arbeitete er einen ganzen Sommer hindurch in dieser schönen Einsamkeit — jetzt ist der Zauber fast ganz geschwunden — und hat eine tüchtige Mappe mit Skizzen heimgebracht. Koller empfahl seinen Schüler dem damals beliebtesten Lehrer der Landschaftsmalerei Schirmer in Karlsruhe, wo Stäbli im Herbst 1862 als Schüler eintrat. Doch kurz darauf starb der Meister der historischen Landschaft. Dafür gewann der junge Künstler die Freundschaft Hans Thoma's, dessen Wesen dem seinen sehr verwandt war und der ihm stets ein guter Freund geblieben ist.

Im folgenden Jahre 1863 malte er in der Heimat — in Birmenstorf und Müllingen — und die Früchte dieser einsamen Tätigkeit, meist schwüle Gewitterlandschaften an

der Reuß, zeigen, daß Stäbli bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Schwere Sorgen lasteten zu dieser Zeit auf der Familie Stäbli. Der Vater war leidend und mußte seine Stellung in Winterthur aufgeben; die Mutter war schon seit Jahren an das Bett gefesselt. Ein feinsinniger Gönner — Herr Imhof-Hotze in Winterthur — verschaffte dem jungen Künstler die Mittel zu einer Studienreise nach Dresden, daß er dort die Klassiker der heroischen Landschaft, Claude Lorrain und Poussin, kennen lerne. Dort sowie in Mailand im Winter 1865 kopierte er fleißig; von Hobbema in der Mailänder Galerie scheint er nicht wenig Anregung empfangen zu haben.

Nach erfolglosen Versuchen, geschlossene Bilder zu malen, wurde ihm das Glück zu teil, mit Unterstützung seines Gönners — der seit Anfang der sechziger Jahre völlig erblindet war — einen längeren Aufenthalt in Paris zu machen. Hier blühte damals die Schule von Barbizon, und Meister wie Rousseau, Corot, Millet und Daubigny schufen ihre herrlichen Landschaften, die mit echt französischem technischem Können oft germanische Tiefe und Stimmung vereinigen. Diese Eindrücke waren für das empfängliche Gemüt des Kunstjüngers erhebend und niederdrückend zugleich; angesichts solcher überragender Leistungen war es natürlich, daß eine vorübergehende Entmutigung eintrat, welche dem Hervorbringen eigener Werke nicht günstig war. Und doch kann man sagen, daß er durch diese Anregungen erst den Abschluß seiner künstlerischen Persönlichkeit gefunden hat.

Dann kamen bittere Zeiten für den Künstler. Er mußte Paris verlassen, da die Verhältnisse ihn zwangen, in das Elternhaus zurückzukehren. Die schwer kranke Mutter, der leidende Vater, Sorgen und Zweifel an sich selbst, denen ja kein Künstler entgeht, die besten am wenigsten, lähmten seine Schaffenskraft wieder. Im stillen Brugg schloß die Mutter, die Dulderin, die Augen für immer; bald folgte der Vater nach, und Stäbli hatte kein

Heim mehr und war ganz auf sich selbst gestellt. In diesen düsteren Tagen kam wie ein Lichtblick eine schöne Tat der aargauischen Regierung, die damals ideal und großzügig gewesen sein muß. Sie bestellte bei Stäbli ein Bild und überließ ihm in feinsinniger Weise die Wahl des Gegenstandes. Der Auftrag war ein schönes Zeichen der Achtung, welche die Heimat dem Künstler entgegenbrachte, und ist um so mehr anzuerkennen, als damals Adolf Stäbli so gut wie gar nicht bekannt war.

In München sollte er das Bild malen. Aber gerade das Vertrauen, das ihm geschenkt wurde, lastete schwer auf ihm. Denn ein Künstler arbeitet nur dann frei, ganz aus sich selbst heraus, wenn er voraussichtslos, ohne Rücksicht ganz sich geben kann und das Schicksal seines Werkes nur in seiner eigenen Hand liegt. Er darf bei der Arbeit auch nie an den Verkauf denken, überhaupt muß er ganz und gar nur an sein Werk gefesselt sein. Stäbli konnte das nicht, als er sein erstes großes Bild malte, und deshalb war er auch nicht befriedigt; dieses Bild, das „aufziehende Gewitter", das jetzt in der Sammlung in Aarau hängt, war dennoch ein großer Fortschritt. Die Mittel, welche ihm der Auftrag gewährte, waren nach Beendigung desselben bald erschöpft, und nun kam die schwerste Zeit: jahrelanges Kämpfen mit der Not und das Ringen um die Anerkennung.

Und noch ein anderer, ebenso schwerer Kampf war zu bestehen: die Verteidigung und Behauptung der künstlerischen Persönlichkeit. Der glücklich beendete Krieg von 1870 brachte glänzenden Geschäftsgang und viel wirkliche und noch mehr unechte Empfänglichkeit für die Künste. Und da hatten nun diejenigen, welche nicht in der Kunst, sondern durch die Kunst etwas erreichen wollten, gute Zeiten und nützten den guten Geschäftsgang denn auch weidlich aus. In einem solchen Milieu werden die einsamen und stillen Menschen, denen die Kunst noch heilig ist, von Schreiern leicht in die Ecke gedrängt; wer noch nie in einer Kunststadt längere Zeit gelebt hat, kann

sich kaum einen Begriff machen von den Mitteln, welche der große Haufe der „Auch-Künstler“ anwendet, um obenauf zu kommen. München hat eben nicht nur Lichtseiten; unter der Künstlerschaft herrscht ein erbitterter Kampf um das Dasein, um Macht und Anerkennung, ein Kampf, der nicht selten unfeine, sogar rohe Formen annimmt. Es ist nicht der kleinste Ruhm unseres Adolf Stäbli, daß er in dieser Umgebung sich selbst treu geblieben ist. „Ich will meinen Weg gehen und der Kunst zulieb arbeiten, nicht dem Schwindel zulieb, deshalb kommt doch noch die Zeit, wo ich mich gut stehen werde in finanzieller Hinsicht, wenn Gott mir Gesundheit gibt; und dann kann ich auch Achtung vor mir selbst haben.“ Doch hat er stets edle Freunde gefunden, an denen er sich aufrichten konnte, wenn düstere Tage kamen. In solcher Zeit ist Treue doppelt nötig.

Vom Jahre 1870 an war er nur vorübergehend in der Heimat; München war von da ab bis an sein Lebensende die Stätte seines Wirkens.

Einer seiner Freunde, der Dichter Walter Siegfried, in dessen vornehm gastlichem Hause in Partenkirchen er stets herzliches Willkommen fand, schreibt in seinem warm und schön geschriebenen Büchlein „Adolf Stäbli als Persönlichkeit“ über die Gründe, welche so manche schweizerische Künstler veranlassen, ihren Wirkungskreis ins Ausland zu verlegen, einige treffende Worte: „Man hat in der Heimat oft die Frage hören können, warum ein Mann wie Stäbli eigentlich sein Leben lang im Ausland bleibe, wenn er doch so sehr am Vaterland hänge? Die Antwort wird nie gern vernommen, so wenig sie einen Vorwurf in sich schließen soll. Aber es ist einmal so: in der Schweiz weht keine Luft für den Künstler, und jeder von denen, die im Auslande bleiben, ist tief von der Einsicht durchdrungen, daß es nicht anders gehe, wenn sein Schaffen und seine stetige Entwicklung nicht Schaden leiden sollen. Wo die Nützlichkeitsfrage als Wertmesser für alle menschliche Tätigkeit obenansteht, kann der Künstler

nicht bestehen. Sein Streben hat mit Nützlichkeit nichts zu schaffen und die Art seines Arbeitens mit der geregelten Tagesarbeit der anderen Berufe nichts gemein. Sie ist unkontrollierbar, macht Pausen oder verzehrt wieder förmlich den Hervorbringenden, so daß der Künstler unter stetig Fleißigen sich zeitweilg ausnimmt wie ein Tagedieb. Wie oft ist dieses Thema in München erörtert worden, wenn Otto Frölicher oder Stäbli wieder von einem Aufenthalt in der Heimat zurückkamen. Und noch ein Punkt ist da mit einleuchtender Klarheit festgestellt worden: die Unvereinbarkeit dessen, was daheim von jedem Einzelnen an politischem Interesse gefordert wird, und dessen, was ein künstlerisch schaffender Mensch notwendig gerade dem politischen Leben schuldig bleiben muß. In unserem republikanischen Staatswesen regiert, was eine große Stärke der Schweiz ausmacht, ein strenger Bürgergeist, der es nicht gerne sieht, daß neben dem Willen des Ganzen der Einzelwille sich zur Geltung bringe. Jeder soll sich der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte als nützliches Glied einordnen, und er wird von seinen Mitbürgern in dem Maße geschätzt, als er an seinem Teil sichtlich zur Erhaltung und Förderung der großen gemeinsamen Sache beiträgt. Wer sich in Gegensatz zu dieser Forderung stellt, wer sich persönlichen Leistungen in dieser Form entzieht und, für seine Individualität Sonderrechte in Anspruch nehmend, diesem vermeintlichen Nur-Ich eigene Wege gönnen will, der wird bald zu fühlen bekommen, daß er beiseite steht als einer, der in der Gemeinde nicht vollwichtig mitzählt. Nun muß aber die Erkenntnis und Ausgestaltung seiner Individualität das A und das O aller künstlerischen Tätigkeit sein, und der Genius kann sich der allgemeinen Regel nicht einfügen, weil er sich selbst die Regel ist. So geht er denn in stiller Würdigung der heimischen Verhältnisse, aber auch im klaren Bewußtsein der Berechtigung seiner abweichenden Ansprüche zum Lande hinaus und macht sich dort ein Plätzchen warm, wo er vorbereiteten Boden findet. Der Namen,

AD. STÄBLI, Sommertag an der Amper

die da aufzuzählen wären und deren idealer Dienst ans Vaterland so, von draußen herein, geleistet wurde, ist kein Ende; Stäbli und Frölicher waren zwei typische Vertreter."

Es ist jetzt schon um vieles besser geworden als zu jener Zeit, da Stäbli sich entschloß, in München zu bleiben. In der Schweiz wird von einzelnen jetzt mit anerkennenswertem Eifer gearbeitet, um das Verständnis für die bildende Kunst weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Aber die Demokratie als solche ist nun einmal schönheitsfeindlich, sie haßt die aristokratische Kunst, wenigstens diejenige Kunst, die um ihrer selbst willen besteht, und die Seele des Volkes gehorcht nicht immer dieser Doktrin: als Gegenstoß sehen wir die leidenschaftliche Freude am Theater und am Theatralischen, an Festlichkeiten voll Glanz und Prunk, die leider nur nicht immer den entsprechenden tieferen Sinn und Inhalt haben, ein Beweis, daß die Freude an Farbe und Augenlust ein tief in der menschlichen Seele wurzelndes Bedürfnis ist.

Jetzt haben wir es sogar so weit gebracht, daß wir im Ausland abgelegte Kunstmoden gläubig aufnehmen.

Auf dem Gesetz des Gegendruckes beruht auch die scheinbar merkwürdige Erscheinung, daß die Schweiz keine eigentlichen naturalistischen Künstler hervorgebracht hat; daß in unserem nüchternen Land vielmehr alle Künstler Idealisten, oder doch, wenn man so sagen darf, reale Idealisten sind. Sie flüchten sich eben gerne in eine selbstgeschaffene Welt, wo man seligen Träumen nachhängen kann, wenn die Wirklichkeit die Sehnsucht nach dem Schönen nicht erfüllen kann.

Unser Volk gleicht dem Lande, in dem es lebt, wo inmitten einer starren, hohen, scheinbar unfruchtbaren Bergeswelt unter schützenden, bemoosten Felsen, von Schnee überweht, seltsame, tiefglühende Blumen heimlich leuchten. Und wer diese findet, den ergreift Sehnsucht und heißes Verlangen. Vergessen sind die rauhen Winde, die kahlen Felsen, die kaltsteinigen Rüfenen; wir träumen

und versenken uns in den Anblick einer tiefblauen Enzianblume, die so geheimnisvoll, so schön ist, daß eine leidenschaftliche Liebe zur Heimat, die so seltsame Gegensätze birgt, in uns wach wird.

Solche Blumen der schweizerischen Kunst waren Böcklin, Gottfried Keller und Adolf Stäbli, fabulierende, schönheitsfreudige, sehnsüchtige Menschen, mit heimischem Erdenrest. Der eine ein ruheloser Wanderer, der immer mehr vereinsamte, der andere im kleinbürgerlichen Leben sinnend und schaffend und der dritte endlich in weiser Resignation die Welt zu vergessen suchend. Wohl dem, der seine Kraft rechtzeitig erkennt und so, auch die Grenzen seines Könnens klar empfindend, in die Tiefe dringen kann.

Adolf Stäbli's Charakter ist in der bitterbösen ersten, siegreich überwundenen Münchener Zeit scharf und klar geschliffen worden, wie ein Achat zwischen rollenden Steinen eines Alpenbaches. Schwächere Naturen gehen in solchen Prüfungen zu Grunde oder schließen Kompromisse. Er aber hatte einen treuen Begleiter in Not und Anfechtung: der kindliche Humor, der ihm eigen, half ihm über manche düstere Stunde hinweg. Er konnte ausgelassen und lustig sein, und die berühmte Tafelrunde im Veltlinerkeller ergötzte sich an seinen drolligen, originell vorgetragenen Schauerballaden und wieder, als Gegensatz, an innigen, halb vergessenen Volksliedern. Verschiedene Tiere konnte er täuschend nachahmen, und er mußte sich nicht selten vor der erlauchten Gesellschaft der „Allotria", der berühmten Künstlervereinigung, produzieren.

Gegen Ende der siebziger Jahre kamen bessere Zeiten für ihn. Das Vaterland war dankbar für seine Gaben, private und öffentliche Käufe bewahrten ihn vor der Not. Arglos und unpraktisch, wie er war, konnte er mit dem Gelde nicht haushalten und er bekam deswegen oft Mahnungen und Warnungen zu hören. Aber rechnen lernte unser Adolf trotzdem nicht. Er wird auch oft die billige Frage gehört haben, warum er nicht heirate; eine Frau könnte Ordnung halten, sparen und einteilen helfen. Ich

denke, gerade seine Gefühlszartheit war es, die ihn hinderte, eine Lebensgefährtin zu suchen. In den Jahren des Kampfes und der Unsicherheit wollte er nicht, daß eine Frau die harten Zeiten mit ihm durchleben müsse, und nachher war es ihm wohl zu spät. Eine Frau wird eben nur in den seltensten Fällen den unerschütterlichen Glauben an den endlichen Sieg haben, und wenn vollends noch das Verständnis für die Leistungen des Mannes fehlt, dann bricht schweres Unglück herein.

Mehr als dreißig Jahre wirkte Stäbli in München; seine Art zu arbeiten war etwas unstät, er faßte den glücklichen Augenblick, um dann mit wuchtigen Zügen ein lange vorher in der Idee fertiges Gemälde auf die Leinwand zu bannen. Daher gibt es neben fruchtbaren Jahren auch solche, wo seine Produktion scheinbar stockte, bis er wieder mit einem Schlag durch ein Meisterwerk sein Dasein bewies.

Ein Lieblingsaufenthalt in der warmen Jahreszeit war die Gegend an der Amper, wo sich der klare Alpenfluß unweit seines Eintrittes in den stillen See durch eine Ebene schlängelt, wo uralte Eichen und Ulmen die grandiose Linie des nördlichen Horizontes durchbrechen. Im Süden winken im bläulichen Duft die bayrischen Alpen; Stille ruht über dieser Erde, ungeheure Wolkenberge lagern oft erdrückend darüber. Treue Freunde haben dort an einer Eiche dem Andenken Otto Frölicher's eine bescheidene Erinnerungstafel gewidmet; nun trägt sie auch die Namen der andern treu Verbündeten: Adolf Stäbli und Dr. Bayersdorfer.

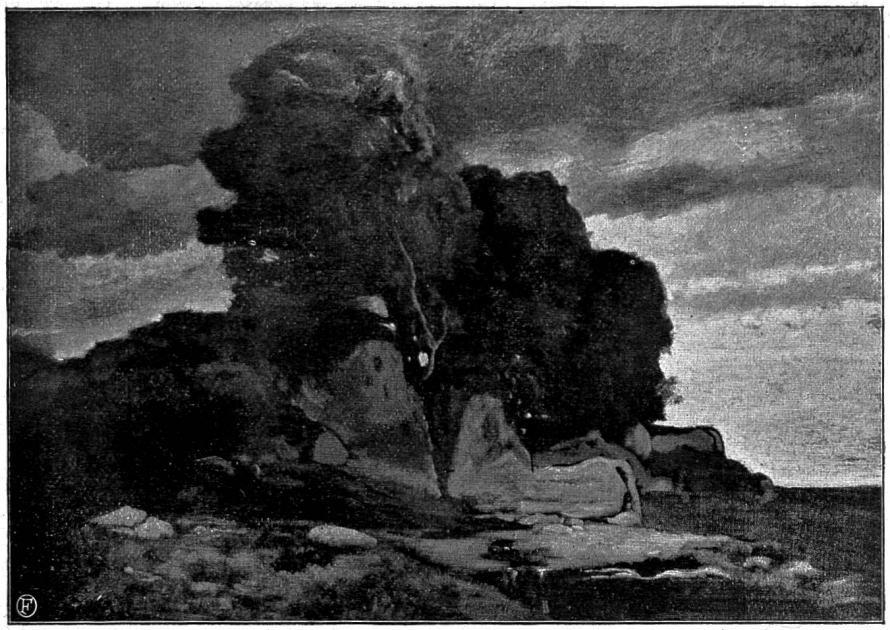
Eine prachtvolle, mit markigem Pinselstrich hingeworfene Landschaft zeigt unsere Abbildung: ein stiller Sommertag, wo sich die leichten Wolken am Himmel jagen und im klaren Wasser spiegeln. Die schöne Linie, die Beschränkung auf das Einfachste ist es, was die Landschaft so groß macht. Die gleißenden Schatten im Wasser, der schärfere Horizont, die verhaltene Spannung in der Bewegung der Wolken: alles deutet und drängt

auf den Ausbruch eines Gewitters hin, das die Spannung lösen wird.

Es ist unmöglich, die große Zahl der Landschaften Stäbli's auch nur dem Namen nach aufzuzählen. Eine seiner ältesten ist die „Heroische Landschaft", großartig einfach, eines seiner besten Werke auch in der Farbe, die trotz der Kraft nicht in Schwärze verfällt, wie ihm das bei einigen andern Bildern passiert ist. Als Gegensatz zeigen wir den heitern „Frühling" mit dem luftigen Gewölk, den feinen Linien der Birken und mit den in unschuldig fröhlichem Lebensgenuß wandelnden Gestalten. Sonst bringt Stäbli nicht gern Staffage an, und mit vollem Recht. Als Farbfleck zu gut, als dominierender Bestandteil oft nicht passend, ist die menschliche Figur nicht immer geeignet, in eine Landschaft gestellt zu werden. Hätte Ruysdael in seinem Judenkirchhof eine einzige Figur angebracht, die ganze tieftraurige und gewaltige Poesie dieser Landschaft wäre zerstört worden.

Wohl das Schönste und Tiefste hat Stäbli in seinen Zeichnungen hinterlassen, Studien voll Kraft und originaler Technik, die den reinsten Genuß unter seinen Werken gewähren. Alle seine Vorzüge sind vereinigt, frei und leicht ist der Vortrag, mühelos scheinen die Skizzen hingeworfen. Eines seiner schönsten Blätter ist die Studie zu seinem Gemälde „Mairegen", das wir hier bringen. Hier erreicht er eine stilistische Konzentration, der weniges aus der zeichnenden Kunst der Neuzeit an die Seite gestellt werden kann.

Es ist eine eigentümliche Sache, ein Kunstwerk zu beschreiben. Hat es einen anekdotischen oder historischen Inhalt, so geht es noch; die Gefahr, in trockene Beschreibung zu verfallen, kann am ehesten vermieden werden. Schwieriger ist es schon, die rein malerischen Schönheiten dem uneingeweihten Neuling klar zu machen; geradezu unmöglich ist es aber, Werke von persönlicher Gewalt und künstlerischer Hochkultur mit Worten völlig zu umschreiben. Das Wesentlichste ist hier Empfindungssache,



AD. STÄBLI, Heroische Landschaft

unmeßbar, unfaßbar, nur dem warmen Herzen verständlich.

Versenken soll man sich in ein Kunstwerk; auch der schlichte Mann wird bald fühlen, ob es sich lohnt, eine Erinnerung davon für das ganze Leben in sich aufzunehmen. Deshalb haben wir einiges zum Schauen beigefügt.

* * *

Stäbli's letzte Lebensjahre brachten ihm seltene Ehrungen: den Professortitel, Ankäufe für die Pinakothek, anerkennende Besprechungen seiner Werke. Arnold Böcklin, der Große, verklärte Stäbli's Lebensabend durch teilnehmende Worte; treue Freunde haben es erwirkt, daß die große goldene Medaille, die von der großen Ausstellung 1901 unserem Künstler verliehen wurde, vor der Zeit, an seinem Sterbebett, ihm überreicht wurde. Und der treueste der Freunde, Walter Siegfried, hat in schönen Worten das Ende des Künstlers geschildert: „Am 21. September 1901 ist Stäbli sanft ausgelöscht — in der stillen Herbstsonne, an einem Samstag, so ganz wie es zu ihm paßte. Eines solchen Menschen Heimgang wird den Freunden zur Erbauung; denn es ist ein Großes, sich zurückzuversetzen in eine Erscheinung, von der einem hinterher nur immer klarer wird, daß an ihr trotz der menschlichen Schwächen, denen keiner entgeht, alles vom edelsten Stoffe war. Man hat keinen unechten Faden, keine geringe Neigung an ihm gefunden. Und es ist vollkommen berechtigt, daß München im Nachrufe, den es Stäbli widmete, seinen Eindruck von dem anspruchslosen großen Schweizerkünstler, der über dreißig Jahre in seinen Mauern gelebt hat, in das Goethe'sche Wort bei Schillers Tode zusammenfaßte:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Eine großartige Ausstellung seiner Hauptwerke und seines Nachlasses in Zürich zeigte, was wir an dem Künstler verloren haben. Hier zuerst sah man seine Zeich-

nungen, die größtenteils vom Bunde erworben wurden; dann seine unvergleichlichen letzten Entwürfe, mit Kraft und fabelhaftem Können hingeworfene Untermalungen, die dem Kenner noch höheren Genuß bereiten als seine fertigen Bilder. Eine dieser prachtvollen Impressionen, vom Wind durchwehte Birken in moorigem Gelände, hat die Gottfried Keller-Stiftung dem Museum in Aarau in Verwahrung gegeben.

Stäbli's Kunst ist edelste und tiefste Romantik, und gerade jetzt wieder verstehen wir sie wohl, da uns ein Böcklin die Pforten der fabulierenden Welt der Phantasie geöffnet hat. An Adolf Stäbli wollen wir denken, wenn wir von dem kleinlichen Kunstmarktgetriebe, von den Ellbogenkünsten der Macher angewidert werden, wenn die Versuchung naht, der Mode zu huldigen, und wenn wir unsere Persönlichkeit gegen die Welt zu verteidigen haben. In solchen Augenblicken leuchtet uns sein Vorbild, er, der Dulder für Wahrheit und Schönheit.

Weiter und weiter in die Ferne entschwindet uns seine irdische Gestalt, das Anekdotische verblaßt, feiner werden die Umrisse. Und wenn der Herbst naht, dann füllen wir einen Becher mit goldenem Kasteler und trinken unserem Freunde zu, so wie er den Schatten Meister Gottfrieds gegrüßt hat, und grüßen ihn und mit ihm alle, die über den Nebeln wandern.

Emil Anner.

Alle Werke der Kunst (Malerei, Bildhauerei, Architektur, Dichtung, Musik) entspringen dem poetischen Empfinden. Die Gefühle, welche ein durch die Außenwelt angeregter Maler in sich erlebt und durch Zeichnung und Farbe zum Ausdruck bringt, vermag nach seiner Art auch der Dichter zu gestalten.

Als ein Beispiel dieser Stimmung führen wir ein Gedicht von Eduard Mörike an (geb. 8. September 1804), dessen hundertjähriger Geburtstag uns wieder einen Meister lyrischer Dichtung in Erinnerung bringt.